

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Martinstag.

Eine volkstümliche Studie zum 11. November.

Der beste Vogel, den ich weiß, das ist die fette Gans. So heißt es schon in einem 1540 zuerst gedruckten Volkslied. Damals und lange vorher galt die Gans bereits als Gericht des Martinstages. Sie spielte bei den Martinsmäulen, die in Nord- und Süddeutschland, Holland, Flandern und Frankreich abgehalten wurden, von jeher eine große Rolle. Diese Schmausereien, bei denen der neue Wein, Martinswein, Martinstrunk, nicht fehlen durfte, der an die Stelle der Weinminne trat, dauerten die ganze Martinswoche durch, die deshalb „Schlamowee“ hieß. Damals gab es zahlreiche Vereinigungen, die sich besonders zu diesen Feiern zusammenschlossen: ihre Mitglieder nannten sich Martinsbrüder. Der Schuttpatron dieser Gesellschaften war der heilige Martinus, der ehrwürdige Bischof von Tours, der, obwohl sein Leben der Askese geweiht war, zum Schuttpatron der Schlemmer und Säufer wurde. — In Frankreich nennt man heute noch die Trunkenheit, besonders aber ihre Folgen, den Rausch, mal de St. Martin. — Infolge ihres hohen Lebens bei uns von der Martinswoche verdrängt. Im Rhein verzehrt man nach altem Brauch Martini vielmal Reisbrei mit Früchten. Das Martinstag hat seinen Ursprung im germanischen Herbstfest, das nach Beendigung der Ernte zu Ehren Wodans und Friggas stattfand. Das bevorstehende Winter war dabei die Gans, das älteste deutsche Nahrungsmittel. Das festliche Festmahl hatte die Form eines Dorns: es sollte eine Nachbildung des Kopfes des Stieres oder des Trübsahns der Germanen sein, das beim Winteropfer die Kunde machte. Die dem Opfergebot verdankte die Martinsbrüder ihre Form. Die einst am Martinstag in großen Mengen gegessen wurden. Wie Ostern und Johanni entsandete man damals auch am Abend des 11. November auf Bergen und Hügel Feuerzeichen, um die ein als St. Martin verkleideter, in Stroh eingehüllter Bauernburche herumritt, eine Erinnerung an Wotan, den Schimmelreiter. Sein Hof bestand aus einem Stod, an dem ein Vierbeiner befestigt war, und einer darüber gebreiteten Decke. Auf Zusammenhänge mit dem heidnischen Herbstfest weist der einst am Niederrhein verbreitete gewesene Brauch hin, ins Martinsfeuer einen Korb mit Äpfeln, Birnen usw. zu stellen, die, wenn die Flammen schon daran emporzuckelten, ausgehütet und von den Kindern eingesammelt wurden. Während die Martinstag früher so allgemein verbreitet war, daß der 11. November lange Zeit Pünksten hieß, kennt man heute hauptsächlich nur noch am Rhein zwischen Köln und Koblenz. Übrigens gilt St. Martin in manchen Gegenden des Rheinlandes (z. B. in Bonn) als Schutzpatron der Räder. An die Stelle Wodans trat nach Einführung des Christentums St. Martin, von dem die Legende berichtet, daß er aus Gutherigkeit seinen Mantel (ein Kittel mit Wodans) mit dem Schwert zerschnitt und eine Hälfte einem frierenden Bettler gab. Wahrscheinlich ist es auf die rein menschlichen Eigenschaften Martins zurückzuführen, daß er zum Kinderfreunde und Gabegeber wurde, ebenso wie St. Nikolaus und Knecht Ruprecht. Sinter allen dreien steht Wotan, der Göttervater. Namentlich in Süddeutschland hat St. Martin von jeher im Leben der Kinder eine große Rolle gespielt, wie er es heute noch tut. Als Martinsmann oder Bismarck geht der Heilige in den Häusern herum und bedchenkt gute Kinder mit Martinsbrüderchen (z. B. in Würtemberg), die bösen aber bekommen die aus Birnenweigen geklebte Rute zu kosten. Diese Birnenrute ist wohl ein Überbleibsel aus alter germanischer Zeit, wo die Birne als Mittel gegen Zauberei und Berührung der Tiere galt. Deshalb hing man früher in den Ställen geweihte Birnenweine auf. Ehemals wurden außer den bereits erwähnten Martinsbrüderchen am 11. November anderweitig andere Bismarcken, wie Martinsbrüderchen, verteilt. In einigen Gegenden hatte man sogar besondere Bismarcken, die häufig als Speise an Arme zur Verteilung gelangten und denen man besonders heilkräftige Eigenschaften nachsagte. Mit dem 11. November sind auch mancherlei Bismarcken verbunden, wie: „St. Martin tut Feuer in den Ramin“. Wenn um Martini Reihel sind, so wird der Winter ganz gelind. Wenn die Gänse um Martini auf dem Esse liegen, müssen sie Weidbräute im Reie geben. In Nordwestdeutschland sind um Martini heute noch an manchen Orten Kinderumzüge üblich, bei denen nach dem Abkochen von meist uralteten Liebern allerlei Gaben, wie Äpfel und Nüsse, eingesammelt werden, so z. B. in Hannover, Westfalen, Oldenburg, Mecklenburg. Am Rhein (namentlich in Düsseldorf)

wie in Ostpreußen und Thüringen tragen die Kinder bei den Umzügen erleuchtete Papierlaternen oder Kürbisse. Gänse werden dort jedoch im allgemeinen nicht gesammelt. Während des Krieges waren die Martinsumzüge in Berücksichtigung der Gefahr, dass verbotene, jetzt leben sie erfreulicherweise in vielen Orten wiederum auf, obwohl die Polizei sich nicht damit befassen kann, weil manchmal Unfug dabei vorkommt. E. C. R.

Das Lächeln.

Von Max Havel (Wien).

Das schöne, blonde Mädchen steht auf der Plattform der Straßenbahn, ich, in eine Ecke gedrückt. Es ist wirklich schön, dieses Mädchen. Ein paar klare, blaue, frisch-glänzende Augen hat es, ein reines, fein gezeichnetes Oval rundet das Gesicht, die Linie der Nase fällt wie auf einer Gemme mit geradem Schwung abwärts. Kein Zweifel, es liegt Adel über diesem schönen Mädchen, es hat ein „feines Fell“, wie Gottfried Keller gesagt haben würde. Und hat doch vielleicht eine arme Mutter dabei, der sie, als „Kontoristin“, den Unterhalt erwerben hilft. Und ich finde noch: ein Lustiges, Schalkhaft-Verwickeltes zwinkert aus diesem Gesicht. Es ist leicht um Lachen zu bringen. Denn ein Lächeln liegt immer munter in ihm. Um die Augen und Mundwinkel Liebert's unüberhörbar.

Ein junger Mann erhebt sich bei der nächsten Haltestelle. Er schaut sich neben das schöne, blonde Mädchen hin und, eine leichte glückliche Beute für irgend ein Abenteuer — es ist gerade Samstagabend — erahndend, lächelt er das Mädchen mit liebevollster Einladung an. Harmlos und herzlich. Er erkennt, daß er ein „hochanständiges“, bürgerliches Mädchen vor sich habe, aber es ist polierwidrig blond und schön, und er möchte heute abend doch so gern etwas erleben. Und so lächelt er das Mädchen ausdauernd an, er lächelt und lächelt. Mit unerschütterter Gelassenheit. Wie beim Gedächtnis der Kinder: „Wer früher nachgibt!“

Das Mädchen aber, betroffen, hat plötzlich die Stirn in Falten gezogen und ist tiefstern geworden. Es hat plötzlich einen unheimlichen, aber dennoch durchdringlichen Vanger-plattenbau aus hochanständiger und guter Manier aufgerichtet. Aber der junge Mann lächelt und lächelt. Er lächelt unwiderstehlich und sein Lächeln scheint der Augenflamme an Kraft zu gleichen: es durchdringt wohl endlich die Panzerplatten. Dennoch: das Mädchen lächelt nicht. Vorst ist. Sein Lächeln wäre in der ersten „Schritt vom Weg“. Und der darf doch nicht getan werden. Nein, nein, man darf nicht lächeln! Und möchte doch so gern lächeln. Man kann ja das Lächeln kaum noch verheizen.

Der insofern junge Mann lächelt aber, was er lächeln kann. In keinem Lächeln liegen alle möglichen Verheißungen: Güte, Liebe, Freundschaft, Herzlichkeit.

Aber das Mädchen harret in allerhöchstem Ernst, wie von magischer Kraft gebannt, unbeweglich vor sich hin oder gerabehet. Es darf dem jungen Mann nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde ins Gesicht sehen, sonst wäre alles verloren: es müßte lächeln! Das aber wäre der erste „Schritt vom Weg“. Seine hochanständige wäre dahin, die gute Manier dahin! Es fürchtet die Anstößung des Lächelns. Denn Lächeln heißt an, Unweigerlich.

Ich kenne den jungen Mann an. Er ist in seinem bittenden, lebenden Lächeln rührend. Er ist unwiderstehlich. Er lächelt beinahe wie ein Heiliger, der vor der Him-melstürze steht, won er weiß, daß sie sich ja doch einmal öffnen wird. Kein Mensch kann ihn anheben, ohne selbst lächeln zu müssen. Und so kann ich auch nichts dagegen tun: ich muß lächeln! Wenn ich das schöne, blonde Mädchen mich ansehe! Es wäre übermalt verloren, denn es müßte über mich lächeln! Lächeln steht an, ich habe es schon erfahren.

Links neben mir, an der Brüstung, steht ein dritter junger Mann. Er hat die Situation erkannt, denn er lächelt. Er lächelt, ich lächle, du lächelt, er, in dein Lächeln ganz verjungerter junger Mann. Wir lächeln alle drei. Drei junge Männer und ein schönes, blondes Mädchen. Wir lächeln. Nur das Mädchen ist hochanständig. Es hat Manier. In den dunkelsten, allerhöchsten Ernst des Lebens gedrückt, verwehrt es alle seine Energie darauf, die Gesichtsmuskeln zu beherrschen. Und es gelingt! Eine heroische Leistung!

Bis zu jener Haltestelle wenigstens, bei der ich leider absteigen muß.

hinausblicken, an dem sie doch nicht teilnehmen dürfen. Dann sah man sie: blond und herzlich, aber mit Augen, in denen Unruh lauerte. Ihre Jugend wurde fast auswendig dadurch, daß Ständig melancholische Weisheit den Hintergrund abgab. Welch ein Paar! Man wurde selbst am irritiert und beunruhigt, wenn man es sah, man ahnte dunkel Katastrophen, in denen sich die unnatürlichen Gegensätze entladen mußten.

Die Hochzeit fand statt. Er liebte dieses junge Weib mit der ganzen Inbrunst alternder Männer, die ein Glück im letzten Augenblick an sich reißen, bevor es sich ihnen endgültig verliert, und die dabei doch jeden guten Blick, jede wärmende Welle der Zärtlichkeit mehr als Genuß, denn als ein Recht hinnehmen. Um der Jugend dieser Frau willen, die da an seiner Seite ein neues und reicheres Dasein forberte, suchte er die Welt wieder. Man sah die beiden an öffentlichen Orten, sie hatten ein goldliches Haus.

Dies war das äußere Bild dieser Ehe. Aber es mußte innere Wandlungen geben. Glücklich war nicht jung genug, um, was ihm hier zusagte, als erworbenes Recht der Natur zu betrachten; andererseits war er noch nicht so alt, daß sein Glück in dem raschfließenden Bewußtsein, einen hübschen Menschen an sich gebunden zu wissen, ganz erfüllt hätte. Er forberte und beehrte noch — aber, was sollte er ein? Er wollte es nicht recht, sich die Frage vorzulegen, ob in Sofia tiefere Stimmen für ihn sprechen könnten. Doch konnte es geschehen, daß ihr Lächeln ihm plötzlich wie lat, weil er dumpf ahnte, wie hier junges Blut in stürmischen Pulsschlägen ging und sich in seiner Unruh verzehrte. Und es ist schwer, zu sagen, welche bitteren Erkenntnisse sich aus solchen Ahnungen losgerissen hätten, wenn nicht etwas Ungeheures und Unfassbares sich vollzogen hätte: dem Paar wurde ein Sohn geboren.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß das erste Gefühl Stäubels das der Verwirrung, fast der Scham war. Er sah im Spiegel sein graues Haar, seine fastigen Augenlider, seine gekrümmten Wangen und wußte um erkenntlich mit einer idiomatischen mittelöstlichen Deutlichkeit, daß er alt sei. Er sagte sich, daß es ihm, menschlicher Voraussicht nach, nie möglich sein würde, sein Kind heranreifen zu sehen. Aber ausgleich ließ sich das Hoffnungs auf, daß nun vielleicht das Band zwischen ihm und der Welt mit Sofia ganz verknüpfte. Und als er dann seinen Sohn in den Armen hielt, überkam ihn eine Rührung, die von einem schmerzlichen Glück nicht frei war.

Trödelhauber.

Von Johann Fretling.

In der Rumpellammer unterm Dach haust die Bergangenheit.

Da sind alle Dinge aufgebaut und zusammengebrannt für die fern Blak mehr im hellen Alttag, und die doch auf mannigfaltige Weise so eng und stark mit unserem Dasein verknüpft sind, daß wir nicht daran denken können, sie zu veräußern oder zu vernichten. Alle haben sie eine Geschichte, in der Blut kreist von unserem Blute, Staub im Staube Dinge ihres Gebrauchs, waren sie auf eine Gelegenheit, uns ihre Macht fühlen zu lassen.

Es ist nicht ganz ungefährlich, da oben dem Gewölkern nachzudenken und sich erzählen zu lassen von dem, was verloren ging. Die Erinnerung ist eine harte Herrin, der der ihr kündigt.

Das mindeste, das sich ereignet, jedesmal, wenn ich da hinauf gehe, ist das Nachher einer die Treppen wieder hinuntersteigt, mit allerhand irdischen Dingen in Händen und Tischen, die ihm das Einst angelächelt hat, den heutigen Tag aufs neue mit ihnen zu belasten.

Die Arbeit brannte mir unter den Händen, doch es half nichts: ein alter Schmöder aus Schülertagen mußte zur Hilfe her, der seit Jahren in irgend einer Kiste da oben verstaubte. Ich nehme die Schlüssel vom Hals und arbeite hinauf fest entschlossen, geradeaus zu leben und mich nicht von dem Zaubere einzuwickeln zu lassen.

Aber einen geraden Weg gibt's nicht zwischen all den Blinden und Trüben, Koffern und Körben. Die Gedanken lassen sich nicht lange befehlen und spielen bald willkürlich um den bunten Kram, in dem ich herumkletterte. Da hinten im Spind hängen altmodische Gewänder aus meiner Mutter Modestagen, mit diesen Trödeln und Quasten, wie sie Mode waren vor 30 Jahren. Das Seidenkleid, das an einem Dachbalken langsam verrottet, hing früher an Vaters Schreibtisch; darunter war lange mein Lieblingsschloß. Neben dem Schloß steht breiter ein ansehnlicher Stuhl aus, wohlverhagten und zugegeben: mein Puppenständer mit seinem vielfältigen Zubehör, vieler Jahre Glanz und Zucht ausreicht. Und darüber hängen die Wahrzeichen einer anderen, tolleren Zeit, Speer und Helm.

Drei große Schmeißerfliegen sind noch aus dem Wege zu räumen, dann bin ich endlich am Ziele. Kisten voll Bücher, Körbe voll Bücher, Bücher aus drei Generationen! Zeitschriften, Schulbücher, Kalender, Romane, bunt durcheinander. „Die sprechenden Tiere“ — das ist's nicht. „Vedekrumpholt“ — auch das nicht. „Heute nicht, braver Ratty Bump!“ Eine lange Reihe Kuchnerischer Literaturkalender, die mir entgegenpoltern, kann ich ebenfalls nicht brauchen. Endlich: zwischen irdischen Dingen und den Briefen des tugendhaften Schwägers Cicero steht des Schwägers. Aber es kann nicht sein, daß ich auch den Homer in die Tische rede. Für den muß unten Platz sein.

Auf dem Rückwege öffne ich noch eine Vorratskammer, die mir unter die Hände kommt. Sie ist leer. Nein, doch nicht: eine Muschel liegt verloren darin. Eine? Die Muschel, das schöne, vieljährige Bruchstück, das von der Mutter heimlich herab den kleinen Jungen geheimnisvoll lockte, wie ein kostbares Kleinod. Allein die wunderlichen Umrisse des Dinges reizten und beschäftigten mich damals selbst, aber der Zaubere wuchs und ward groß, als ich eines Tages gelernt hatte, hineinzuhören in das Wunderding, in dem das Rauschen des Meeres klang und der Schöpfungs unendliche Musik.

Die Muschel fliegt mir in der Hand und ich gebe. Im Gerasteligen habe ich sie von ungefähr auch jetzt an Ohr, oder das Wunder ist tot; ein kleiner elender Ton dringt heraus. Was dem Kinde der Erhabenheit des Daseins lang, ist heute ein klägliches Geräusch verlorener Schallwellen.

Trübe, peinliche Gedanken, die schon lange auf der Lauer lagen, wollen mich gerade überfallen, da läuft mir im Treppenhause ein starrer, blankstarrer Muschelkopf über den Weg, des Hauswirts „Unflätiger Jüngster“. In einer plötzlichen Eingebung drücke ich ihm die Muschel in die Hand und setze ihm, wie man's machen muß, ihre betende Musik zu belauschen. Und ich leh's an des Kindes stummenden, andächtigen Augen: jetzt ist wieder das Rauschen des Meeres darin und ein Lied von der Größe der Welt. Ich atme tief auf und gebe wieder an die Arbeit.

Die behutame Liebe, mit der er an dem Kind hing, hatte nicht ihresgleichen. Dieses kleine Wesen war für ihn eine Erfüllung so köstlicher Art, daß er nicht müde wurde, in seinem winsigen Gesicht, in seinen kaum erkloffenen Augen zu lesen. Seine überlebens konnte auch nicht den heißen Drang zum bunten Leben, zu den Menschen und ihrer Gesellschaft nicht beherrschen. Er sah es und empfand etwas wie Groll gegen sie. Es kamen Abende, wo es im Haus ärmend zugs und das Kind seiner Wärterin überantwortet blieb. Ständig sah sich dann fort, ging in seiner Müdigkeit, die er nicht mehr verdrug, zu dem Kind hinüber, das klein, stumm und regungslos in der Wiege seinen tiefen Schlaf schloß, und nahm seine geballte Hand in die seine, als ob er einen Bundesgenossen suchte. Er lauerte dem leisen Atem der Kinderlippen und suchte den schlafenden Pulsschlag in seine Finger überströmen.

Schon wußte er nun, daß ein Posten in der Rechnung, auf die er sein Dasein gestellt, nicht stimmte, und daß er nicht glücklich war. Aber vielleicht war er ein wenig sehr vor diesem Leben, das doch härter war als er. Der Glanz, den dieses Kind in seinen Alltag gebracht, was vieles auf und schloß seine Augen für manches, das er mehr erriet als wußte. Das Leben indes, mißliches und unbarmherzig, führte selbst eine Katastrophe herbei. Sie war von himmlischer Art: das Kind starb. Es war vom ersten Tag an schwach gewesen, als ob das müde Blut des Vaters in eine Wunde seine rechte Kraft hätte strömen können, es geblutet, es lebte ein sanftes, flackerndes Sein, und meist lag es still da und blühte langsam vor sich hin. Es war eine Flamme, die sich nicht entfalten konnte. Es verfiel, ohne daß man eine Ursache finden konnte, es schwand hin an einer Kränklichkeit, der man nicht zu steuern vermochte.

Andreas Stäubel indes... wer könnte die ganze Trostlosigkeit, die sich seiner bemächtigte, schildern? Nachbarn der Tod dieses Kindes, das eigentlich nie mit vollen, beherrschenden Sinnen gelebt, das Gefühl göttlicher Reize, das ihn erschauern ließ? Ah, es war nicht nur dies; und wenn er in diesen Tagen seine sah, wie ihre lebende, flackernde Jugend Schmerz und Kummer zu verpöten schienen, so wußte er, daß für sie das Leben noch tausend Erfüllungsbereitschaften, die dies eine trübe Ergebnis klären konnten. Ja, gerade jetzt war ihre Jugend marternder, aufreißender, peinigender denn je. Und da man in solchen Augenblicken, die

Das Kind.

Von Erwin S. Rainer.

Jonas Entschluß, der keinem ganzen Leben, das bis dahin in gerahmten Bahnen und lebensfähiger Entfaltung verlaufen war, plötzlich eine entscheidende Kurve brachte — wie war er wohl erklärlich? Man muß wissen, daß Andreas Stäubel damals schon hoch in den fünfzigsten war und bis zur Vollendung des 6. Jahrzehnts seines Lebens nicht dazu viele Schritte mehr zu tun hatte. Er war schon grau, seine tiefen Lider hielten schwer über die Augen, in seine Wangen gruben sich Furchen, und aus seinem Gang, aus seiner Haltung, aus seinen Bewegungen war die Elastizität geschwunden. Alle diese unbedeutenden Zeichen des Alters ließen sich nicht leugnen, und der Umstand, daß er selbst dies nicht wahrhaben wollte, daß er sich gegen die Zeit stemmte, die keiner allmählich Herr wurde, umgab ihn mit einer gewissen grotesken Melancholie. Befah man das Leben Andreas Stäubels, so ergab sich, daß er den tiefen bürgerlichen Strebens erheblich nachgelassen war. Er hatte einen Ratstitel, gehei über ein Bureau als Alleinverwalter und besaß zudem ein kleines Vermögen, das ihn von den Einkünften aus keinem Beruf eigentlich unabhängig gemacht hätte. Aber bei all dem nannte er doch nur ein Zimmer sein eigen, das er mit all seinen kleinen Möbeln zur Miete hatte, niemand war auf der Welt, der sich um ihn kümmerte, und es lag auf der Hand, daß er irgend einmal dem entscheidenden Anstoß verfallen hätte. Zug man die letzten vollständigen sechs Jahrzehnte in Betracht, so schien sich an keinen Verfallsstufen nicht mehr viel ändern zu können. Stäubel indes, gewiß, die Unzulänglichkeit aller menschlichen Tugend, die ihn eben jenen Entschluß, der ihm das Leben das letzte, verdichtete sich zu einer Tatsache, die man nicht glauben wollte; er verlor sich, er zog einen Strich unter sein bisheriges Leben und begann ein neues. Man konnte seine Braut nicht, aber es wurde erzählt, sie sei ein wenig jung und eifrig, und jeder, der sie sah, wurde manches dadurch erklärt, daß sie bisher in Stäubels Bureau die Schreibmaschine gedankt und, arm und auf einen fernen Verdienst angewiesen, zu den Geschäften gehört hatte, die aus ihrer Enge sehnsüchtig und mit lobender Lebensgier in das große und bunte Leben

Frauen-Zeitung

Wie Frauen lächeln. Das Lächeln der Frauen ist eines der größten Geheimnisse und Rätsel der Welt; die Dichter haben davon geredet, seit Ovidius der Sohne begabte, die Maler haben es nachzuahmen gesucht in Meisterwerken wie Lionardos Mona Lisa. Was die Frau alles mit ihrem Lächeln ausdrücken vermag, das versucht ein Biologe in einer Betrachtung zu umschreiben in der es heißt: „Soviel Frauen es gibt, soviele verschiedene Arten des Lächelns gibt es auch. Alle Formen des Charakters, des Gemütes und des Verstandes, der Launen, Wünsche und Stimmungen spiegeln sich im Lächeln. Es gibt Frauen, deren warme, helle Herzen ihren Abglanz finden in einem Lächeln, von dem sie selbst nichts ahnen, und das das unbewusste Entzücken der ganzen Umgebung bildet. Frauen von eigenartiger und verschlossener Charakter können selten, aber bisweilen flutet ein schöner Gedanke wie eine Lichtwelle über ihr Antlitz. Man beobachtet sein eigenes Lächeln, studiert das Lächeln seiner Freundinnen und Bekannten, und man wird finden, daß das lausliche Lächeln die Lippen herunterzieht, das gutmütige Lächeln die Augen nach oben wendet. Eine der mächtigsten Waffen der weisen Frau ist ihr leuchtendes Lächeln, das zu denen gehört, die „herunterziehen“. Niemand kann den Sinn dieses Lächelns mißverstehen, und jeder, der es sieht, empfindet die annehmende Überlegenheit dieser Dame. Sehr lebhaft lächeln Frauen oft zu viel, während schweigsame Frauen das Lächeln so verkümmern, daß es finstern und fremd in ihrem Gesicht steht. Eins der entzückendsten Lächeln ist das Lächeln der Erinnerung. Es gleitet über das Gesicht wie ein Schatten der Vergangenheit; die Augen sind auch geschlossen, die Lippen liegen aufeinander und erheben in einer leichten Erregung. Das nachdenkliche Lächeln ähnelt dem Erinnerungslächeln, aber es ist ohne Erregung und meist von einem Emporbliden begleitet. Das glückliche Lächeln, bei dem sich die Lippen leicht öffnen und die Zähne sich zeigen, belebt das ganze Gesicht stärker. Manchmal Lächeln erzählt von Kummer. Es gibt Frauen, die ihr Leben vor jedem verborgen; aber ihr Lächeln verrät es. Anders wieder ist das Lächeln der Verführung, das Lächeln des Hohnes; es gibt ein lächelndes Lächeln und ein teuflisches, ein freudiges und ein gewöhnliches Lächeln. Es gibt Lächeln an denen die Lippen keinen Anteil haben, sondern nur die Augen.“

Welt und Wissen

673mal so süß wie Zucker. Die Forderung und Knappheit des Zuckers ist zu einem öffentlichen Skandal geworden, gegen den sich sogar die Regierung durch leider nur übertriebene Beschränkungen wendet. Seit dem Weltkrieg, der uns zuerst die leidende andauernde Zuckerknappheit brachte, ist nun die Aufmerksamkeit immer mehr auf die künstlichen Süßstoffe gelenkt worden, die zwar keinen Ersatz für seinen so wichtigen Nährwert liefern, aber ihn dafür in der Eigenschaft als Süßungsmittel überbieten. Die Entdeckung der wunderbaren Eigenschaft des Saccharins durch C. Fahlberg und Ira Remien im Jahre 1878 erreichte damals ungeheures Aufsehen, denn es erschien ganz erstaunlich, daß ein winziges, in Wasser aufgelöstes Körnchen eines Laboratoriumsproduktes fast genau denselben Geschmack hervorruft wie die mehrhundertfache Menge Zucker. Später wurden noch andere organische Verbindungen von hohem Süßungsvermögen entdeckt, von denen aber nur das Dulcin praktische Bedeutung erlangte. Die Süßkraft der künstlichen Süßstoffe ist nun in der Mündener Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie von Theodor Paul und seinen Mitarbeitern eingehend untersucht worden, und über die gewonnenen Ergebnisse berichtet Friedrich Kuerbach in den „Naturwissenschaften“. Man nahm bisher als feststehend an, daß gegenüber dem Rohzucker das Saccharin eine 450fache, das Dulcin eine 250fache Süßkraft habe. Es hat sich aber gezeigt, daß bei einer Konzentration von Saccharin und Dulcin-Prüfungen sehr verschiedenartige Süßungswerte hervortreten. Bei steigender Konzentration der Süßstofflösung wird der Süßungsgrad immer kleiner; dagegen steigt er in verdünnten Süßstofflösungen stark an und erreicht für Saccharin den Maximalwert von 673, für Dulcin den von 252. Saccharin kann also 673mal so süß sein wie Zucker, und dieser Befund ist nicht nur wissenschaftlich interessant, sondern auch für die Verwendung der künstlichen Süßstoffe im Haushalt und in den Lebensmittelgewerken von großer Bedeutung. Noch wichtiger dürften die Beobachtungen über das Verhalten der Süßstoffgemische sein. Es zeigte sich nämlich, daß sich der süße Geschmack von Saccharin oder Dulcin zu dem von Zucker in gemischten Lösungen einfach addiert und daß das gleiche für Gemische von Saccharin und Dulcin untereinander gilt. Während z. B. in einem Liter Wasser die ersten 50 Milligramm Dulcin etwa 18 Gramm Zucker ersetzen, liefern weitere 50 Milligramm Dulcin nur noch wie ein Zusatz von weiteren 9 Gramm Zucker. Weiter aber hat der zweiten 50 Milligramm Dulcin 50 Milligramm Saccharin zugefügt, so kommen

das Leben selbst zu einer Wende und Entscheidung macht, heftiger wird und das Gefühl sich maßlos kühlt für tausend Dinge, die man nie mit voller Deutlichkeit erkannt und die sich nun plötzlich vordrängen und auf einen hereinbrechen, als wären sie nun erst da, so haben sich Bilder vor, die halb schon der Vergangenheit angehören. . . diese junge Frau, betörend und unworben, mit vollen Händen ins Leben tretend, das sich ihr entgegenwarf, und er an ihrer Seite, still und weiß, mit Rechten, über die die Welt gelächelt haben mochte, trübt in der Verteidigung eines Besten, der sich ihm doch entzog, zurückgedrängt von dieser Vielfalt Jüngerer, Reiferer, Begabter, die ihn überleben und vielleicht sogar verachten oder hassen und für die nur diese Frau vorhanden war, brennend wie sie und in all dem ungestümen Drang an diesen Gatten gefesselt. . . Was gahen da einzelne? Bieleist hatte der oder jener in sein Leben eingegriffen, und er hatte es nicht gewußt. . . Aber dieses ganze Verhältnis, diese Ehe, diese Junge, die an ihm vorbei und über ihn hinweg dem Leben zutreibt und sich überall in die Verhältnisse dieses Verhältnisses verstrickt makte. . . all das erschien ihm mit einemmal klar und unausweichlich, ein Skandal, der bestanden hatte, ohne daß er ihn sah und fühlte. Betrogen war sie, getäuscht war er, und da die ganze Kraft und Leidenschaftlichkeit eines verurteilenden Diktums in diese eine Episode gemündet war, deren lichten Mittelpunkt das Kind darstellte, mußte nun alles so schärfen und klar und schmerzlos erscheinen, daß ihn Angst schüttelte und das Bewußtsein ihn an der Kehle würgte. Diese ganze groteske Komödie wäre nun ausgepielt und zusammengebrochen, nicht ohne daß er die Scherben seines Lebens von der Bühne fern hätte.

Es gibt einen Fels, der tödtet. Es gibt eine Enttäuschung, die keinen Aufschwung mehr kennt und einen endgültigen Abbruch unter alles Gewese zieht. Es gibt Menschen, die daran sterben müssen, vor der Welt lächerlich geworden zu sein. Das Leben liebt solche Schicksale, die sich abbrechen, weil der Anlauf, mit dem das Ziel genommen werden sollte, zu kurz war. Was ist noch zu berichten? Daß der kleine Sohn des Herrn Andreas Staudt betätigt wurde, daß der Vater lange an dem winzigen offenen Grab stand und hinabsah, neben dieser Frau, die auch auf diesem Ort wie eine Verheißung neuen und starken Lebens auslief, und daß er dann müde heimging, sich in sein Zimmer einschloß und sich die Pulsadern aufschnitt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der J. Schellenberg'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

diese in dem Gemisch mit ihrer vollen Süßkraft von 27 Gramm Zucker zur Geltung. Gemische von Saccharin und Dulcin rufen auch einen angenehmeren, vollmundigeren Geschmack hervor als Saccharin allein. Die Steigerung der Süßkraft durch geeignete Mischungen ist von großer praktischer Wichtigkeit.

Ein anstößiges Schiff. Ein neues Schiff, das auch dann noch schwimmfähig sein soll, wenn der ganze Boden aufgerissen ist, wurde von C. MacDonald erbaut. Diese neue Schiffsförderung hat nach einem Bericht in „Berliner Nachrichten“ außer einem Doppelboden noch ein wasserdichtes Zwischendeck, durch das die Luft zu den Unteräumen mit Schächten bis zum Oberdeck hindurchgeführt wird. Außerdem sind zahlreiche Querschotten eingebaut, so daß zwölf Kabinräume mit je zwei übereinanderliegenden Räumen entstehen. Die Spanten werden im Zwischenboden durchschritten; die Ventilatoren für die Unteräume sind wasserfest bis oben geführt. Nach den Angaben des Erfinders läßt sich ein solches Schiff wegen der zahlreichen Luftschächte leichter und schneller als ein gewöhnliches Schiff, und außerdem ist es nicht zum Sinken zu bringen, so daß die größte Sicherheit dadurch gewährleistet wird.

Neue Bücher

Hanns Heinz Ewers: „Der Gelehrter“. Roman. (Georg Müller, Verlag, München.) Man hat es H. H. Ewers verdüßelt, daß er sich unterteilt, Schillers Romanfragment „Der Gelehrter“, die unvollendet geblieben, weil „sein (Schillers) Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verstehen konnte, abgelehnt wird“, zu Ende zu führen. Gerade die „phantastischen Ansichten des Lebens“ aber bildeten für Ewers wohl den stärksten Anreiz, die seitliche Geschichte zum Abschluß zu bringen. Ewers hat dabei keineswegs den Schiller fortgesetzt, sondern lediglich die ermüdende Buchstabenbezeichnung der Personen durch verständliche Namen, unverständliche Worte durch glatte Bezeichnungen ersetzt. Danach abgesehen kommt im ersten Teil lediglich Schiller, im zweiten Hanns Heinz Ewers zu Worte, wobei festzustellen ist, daß der zweite Teil ganz auf den Grundton des Schiller'schen Fragments eingestellt und das Gesamtbild mit erstaunlicher Konsequenz festgehalten ist. Die Auffassung des Geheimnisses, das Schiller nur andeutet, ergibt sich aus dem weitläufig, aber interessant ausgepönnenen Riten der abenteuerlichen Handlung und wirkt somit überzeugend.

Fritz Stüber-Günther: „Rappellkopf“. Roman. (Münster Literaturische Anstalt, Münster.) Ferdinand Reimann, dem Dichter des „Reichswanderer“ und anderer Volksstücke, dem zu seiner Zeit besonders in Deutschland gefächten Schauspielers, ist hier ein Denkmal gesetzt worden, das mit der Biedermeierzeit die Geschichte Wiens aus dem ersten Teil des „Reichswanderer“ in gemüthlichen Bildern vor Augen führt. Reimanns Lebenslauf, dessen trotziger Abschied ein nach anfänglichen Enttäuschungen zu Erfolg und Reichtum gelangtes Dasein endete, ist so abenteuerlich, daß seine Schilderung als dankbarer Vorwurf für eine so umfangreiche Romanhandlung, wie sie Stüber-Günther geschaffen hat, geradezu herausfordert. Wir erleben den Aufstieg des Zuckerkönigs zum ge-

leiteten Charakterdarsteller, zum beliebten Volksdichter und nehmen so lebhaft Anteil an den Enttäuschungen und am Erfolg, daß wir das traurige, vom Schicksal verheißungsvolle Ende des „Rappellkopf“, mit dem das mit Bildern geschmückte, inhaltreiche Buch seinen Abschluß findet, aufs innigste bedauern.

Radolf Straß: „Der letzte Thron“. Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) In einer süddeutschen Residenz ist vor Jahren der Thronfolger verstorben. Eine problematische Natur, ein Phantast wie etwa König Ludwig II., ist er seines Prinzenkleides überdrüssig gewesen. Im Trübel des Karnevals eilt das Gerücht durch die Stadt, er lebe, er sei wiedergeboren. Damit beginnt die rätselhafte und abenteuerliche Handlung, die Radolf Straß zwischen Festungsbesatzung und Mysterium spielen läßt. Hauptpersonen und Stoffe der Geschichte mit seiner fächerhaften Erzählweise feiert und entwirrt.

V. Krasnow: „Der Jarenadler zur roten Fackel“. Historischer Roman in 3 Bänden. (Verlag Olga Diakon u. C., G. u. H. S., Berlin.) Verfasser des umfangreichen, von vier Übersetzern im Deutsche übertragene Romanwerkes ist der russische General Peter Nikolajewitsch Krasnow, zuletzt Kommandant der Donkosaken, der gegen Ende des Weltkrieges die Bolschewiken in Südrussland bekämpfte, im Februar 1919 seiner Kommandostelle verlustig ging und seit Anfang 1920 in Deutschland lebt. Das Buch geht den Ursachen des Bolschewismus nach und schildert im 1. Band das Leben von Hof und Gesellschaft in Petersburg, das Treiben Rasputins usw., im 2. Band, der den Weltkrieg zum Vorschein hat, interessante Einblicke in die Stimmung des russischen Heeres und Volkes zu vermitteln. Der 3. Band „Die Wärdter“ betrifft, schließt dann den Zerfall des russischen Heeres unter Kerenski und den Bruch des russischen Bürgerkriegs, um dann in einem zweiten Teil zum neuen Sowjetstaat und dem Verfall des Wirtschaftens überzugehen. Alle diese Schilderungen, die einen vielseitigen Einblick in das Geistesleben Russlands vermitteln, sind interessanter Hintergrund für eine romantische Schicksalsgeschichte, deren Hauptfigur ein junger Offizier mit seinen abwechselungsreichen Erlebnissen ist.

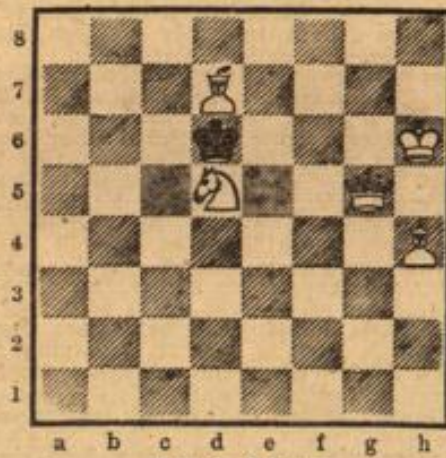
„Magdeburg“, ein deutsches Städtebuch. Die Stadt Magdeburg hat in den letzten Monaten besonders hart die Aufmerksamkeit der deutschen Öffentlichkeit auf sich gelenkt. Zuerst kam seltsame Kunde von den umwälzenden Änderungen, die der bekannte Baukünstler Bruno Taut als neuer Stadtbaurat im Sinne dieser Stadt vorzunehmen begonnen hat. Im Sommer kam das Interesse an der Mitteldeutschen Ausstellung (Münster) nach Magdeburg, und dann in einem zweiten Teil zum neuen Sowjetstaat und dem Verfall des Wirtschaftens überzugehen. Alle diese Schilderungen, die einen vielseitigen Einblick in das Geistesleben Russlands vermitteln, sind interessanter Hintergrund für eine romantische Schicksalsgeschichte, deren Hauptfigur ein junger Offizier mit seinen abwechselungsreichen Erlebnissen ist.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweiller.

341. O. Dehler.



Weiß: Kh0, Dg5, Ld7, h4, Sd5; Schwarz: Kd6.

341. „Eine sauber gearbeitete Miniatur mit einer Reihe hübscher Mustermattbilder. Solche aus einem Holze geschnitzten, pikanten Kleinigkeiten sind in der Literatur oft unvergänglich als die kunstvoll gezeichneten, schwülstigen Turnierpreisträger.“ (Palitzsch in der D. Sch.) Er hat nur recht; wie ganz anders mutet die köstliche Einfachheit einer Schachminiatur an gegen die verwirrende Materialfülle der modernen Problemerzeugnisse, besonders des böhmischen Stiles.

Modernismus im Schach.

Ein neuer Stil bildet sich im Schachspiel, in der Anlage und Durchführung der Partie heraus. Eine unblutige Revolution, die aber auch Könige stürzt und Throne wanken macht. Laskers gänzliche Niederlage war eine Folge dieser Umwälzung, und Rubinstein, Tarrasch, Mieses und andere Größen spüren das Walten eines neuen Geistes, die ihre ehemals große Kunst erschüttert. Der neue Stil, dessen Hauptvertreter Reti, Aljechin, Bogoljubow, Breyer († 22) und — Er — Capablanca, der größte, sind, kann heißen: hypermodern, neuromantisch, expressionistisch, gar kubistisch: man hat die Wahl. Ihn zu definieren ist schwer, die Literatur ist noch spärlich; auch fehlt jede Dogmatik. Hohenpriester der neuen Kunst ist unbestritten Capablanca, von ihm lernten die andern, bewußt und unbewußt. Ein Versuch, den modernen Stil zu skizzieren, soll gewagt werden: Der alte Unterschied zwischen Positionsspiel und Kombinationsspiel besteht nicht mehr, hat eigentlich nie bestanden. Der Beginn der Partie gilt mit jedem Zuge der Besserung der Position durch Terraingewinn und Schaffung freier Linien für Läufer und Türme. Die eigentlichen Gambits sind ziemlich abgetan, doch werden Bauernopfer zwischen End- und Mittelspiel gerne gewagt, um freie Linien einzutauschen. Die Läufer bleiben oft hinter der Bauernkette, bei der Demaskierung wirken sie um so wichtiger, man scheut sich nicht, auch die Türme schon im Mittelspiel kräftig einzusetzen. Der Springer ist in der Eröffnung die wichtigste Figur, welche die feindlichen Linien beunruhigen muß. Als Anfangszug gilt d4 stärker wie e4 (Breyer hielt diesen Zug für direkt schlecht). Barocks Züge, die der brave Jünger der alten Schule gar nie in Betracht ziehen würde, werden gewagt; das Fianchetto kommt wieder sehr zu Ehren. Die Kombination krönt die Strategie des rein akademischen Positionsspiels als reife, schöne Frucht; sie ist zwingend und unwiderleglich. Abgetan ist das alte Dogma, in der Eröffnung soll möglichst jeder Zug eine neue Figur entwickeln. Die Morphyjünger

müssen also umlernen, umso mehr, als Morphys Prophet, Franz Gutmayr, in Innsbruck, wo er auf heimischem Boden im bayrischen Landesturnier sich den langstersehnten Meistertitel erringen wollte, nur drei Partien gewann und sich selbst reizig und zerknirscht einen „abscheulichen Patzer“ nannte. Der leider kürzlich so früh verstorbene Ungar Breyer, ein origineller tiefer Denker, der seine hervorragende Beanlage fast ganz dem Schache widmete, war der Kubist der neuen Richtung; er eröffnete beispielsweise: 1. e4, e5; 2. f4, f5; 3. Df3! — Die nachfolgende Partie diene zur Illustrierung:

Partie Nr. 143. Budapest 1918.

Weiß: Breyer; Schwarz: Havasi.

1. d4, Sg6; 2. Sd2, d5; 3. e3, Lf3; 4. c4, c6; 5. Sg3, e6; 6. Le2, Ld6; 7. c5! Lc7; 8. b4, Sd7; 9. Lb2! Se4; 10. Sxex4; 11. Sd2, Sg6; 12. g4! Lg7; 13. h4, h5; 14. gxf5! Sxh5; 15. Dc2, Sg6; 16. 0-0, Lf5; 17. Td1, Kf8! 18. h5! a5; 19. b5! (ein weitberühmtes Bauernopfer, nach dessen Annahme Weiß in glänzender Weise gewinnt), cxb5; 20. Lxb5; Txb5; 21. d5! Txb1; 22. Txb1, Kg8; 23. d6, Lb8; 24. Sc4, La7; 25. Ld4, Te8; 26. f4! Lxe5; 27. d7! Sxd7; 28. Dh2, f6; 29. Lxc5, Sxc5; 30. Dh8+, Kf7; 31. Le8+! gewinnt Dame und Partie.

Lösungen.

336. 1. h4, a5; 2. h5, a4; 3. h6, a3; 4. h7, a2; 5. h8d, a1d; 6. Dg8, Da2; 7. Dd8, Da4; 8. Dd5+; 9. Dh8 und # im nächsten Zuge. — 337. 1. Dxf5, Sa6 oder Sa7; 2. Dxd5+; 1. . . ., Sd7 oder Sd3; 2. Df2 oder f8; 1. . . ., e3; 2. Dc2. — Löserliste: Die Herren F. S., E. K., Dr. Schm.

Berichtigung: In Nr. 340 steht die weiße Dame auf f6. — In Partie 142 muß es heißen: 16. Td5 (statt Dd2).

Rätsel

Arithmogroph.

Werden die Zahlen in der Figur durch die entsprechend-n Buchstaben ersetzt, so nennen die wachgerufen Reihen: 1. eine russische Universität, 2. einen Alpenpaß, 3. einen deutschen Literaturhistoriker, 4. einen deutschen Philosophen, 5. einen böhmischen König, 6. einen berühmten englischen Karrikaturzeichner, 7. eine französ. Besitzung in Südamerika. Sind alle Wörter gefunden, so ergeben die fettgedr. Stellen die Bestätigung der Richtigkeit.

Gegensatzrätsel.

Neben vorstehende Wörter sollen Wörter geschrieben werden, die d-n Gegensatz davon bedeuten. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben eine Eigenschaft, die dem deutschen Volke bitter nottut.

Buchstabenscherzrätsel.

LAIDER

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätselösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 488:

Scherzrebus: Taugenichts. — Kopfwechsellrätsel: Ulm, Kater, Ratte, Amme, Ill-r, Nase, Edam, Ukraine. — Buchstabenverstellrätsel: Sell, Varel, Erde, Natter, Helm, Emma, Dosen, Iller, Nase; Sven Hedin. Richtig Lösen sendten ein: F. Ebeling, Wilhelm u. Eise Fuchs, Max Guggenheimer, L. Kappeler u. H. O., Alfred u. Jutta Linkö, Maria Mahr, Alfred Forcher, Hugo Pröckel, Hella u. Hs. Sittenhalder, Gilbert Thies, sämtlich in Wiesbaden.